In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 150. Posen, den 4. Juli 1928. 2. Jahrg.

Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von Ernst Philipps.

3. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

„Der dicke Bursche mag schon recht haben,“ bemerkte er. „An Ihrer Stelle würde ich machen, daß ich fortkomme. Ich kann Ihnen nicht helfen.“

Trent biß die Zähne zusammen, daß die Kinnmuskeln kantig hervortraten.

„Einige Jahre habe ich mich in diesem verfluchten Land damit gequält, etwas Geld zusammenzubekommen; und dies ist nun meine erste Gelegenheit. Als englischer Untertan fordere ich Ihre Unterstützung für die Konzession. Wir werden jetzt ins Dorf gehen, wenn Sie bereit sind.“

Francis ergab sich.

„Ich werde eine Eskorte holen. Es ist am vernünftigsten, einigen Eindruck auf die Negerbande zu machen. Einen Augenblick.“

Er trat in die Hütte zurück und sah aufmerksam auf den Mann nieder, der noch immer auf dem Boden kauerte. War es Einbildung oder wurden die Augen, als er sich umwandte, plötzlich geschlossen?

War es auch nur Zufall, daß Monty in diesem Augenblick mit einem Seufzer seine Lage wechselte, so daß sein Gesicht in den Schatten kam? Hauptmann Francis befand sich darüber im Zweifel.

„Die Aehnlichkeit ist stark,“ murmelte er leise, „aber wenn man es sich richtig überlegt, ist es doch zu unwahrscheinlich.“

Einen düsteren Schatten auf den Zügen, wandte er sich ab und folgte Trent hinaus in die mondklare Nacht. Das Kreischen aus dem Dorfe wurde mit jeder Minute lauter und widerlicher.

V.

Das Heulen ging in Gebrüll über; blinde Erregung steigerte sich zu bewußter Wut. Wer waren die Weißen, daß sie sich derartig unverschämt in die Nähe des Königs wagten, ohne, wie es sich gehörte, zuvor einen Abgesandten zu schicken? Denn der König von Bekwando, betrunken oder nüchtern, legte viel Wert auf Etikette.

Bei seiner Ankunft war Hauptmann Francis an der Spitze seiner Abteilung und ohne besonderes Zeremoniell einfach in das Dorf marschiert, als ob er hier Herr und König sei, bis in seine Nähe. Am Rand der Lichtung befand sich die kleine Truppe Soldaten, mutig, treu, geübt und bewaffnet. Der König unterdrückte seinen kochenden Zorn. Man erzählte sich furchtbare Dinge von einem Negerkönig, den man ohne viel Federlesen und um ein Exempel zu statuieren, erschossen hatte. Er schloß mit einem Laut seinen Mund und saß kerzengerade in seiner prunkenden Würde. Onkel Sam trat ängstlich und zitternd auf ihn zu.

„Was Sie wollen?“ herrschte ihn der König an.

Onkel Sam breitete auf einem Baumstumpf das ihm von Trent übergebene Schriftstück aus und erklärte die Angelegenheit. Seine Majestät nickte etwas gnädiger. Das Dokument erinnerte ihn an den erfreulichen Umstand, daß er jedes Jahr drei Fässer Rum bekommen würde. Außerdem machte es ihm Vergnügen, sein königliches Zeichen auf das glatte weiße Papier zu kratzen. Er war gern bereit, die Formalität zu wiederholen und ergriff bereitwilligst die ihm von Sam überreichte Feder.

„Er, Offizier, eben gekommen,“ erklärte Onkel Sam, „wollte Sie schreiben sehen.“

Majestät fühlte sich geschmeichelt, und mit der Miene eines Mannes, dem das Unterzeichnen von Verträgen und Konzessionen eine Alltäglichkeit ist, malte er ein dickes schwarzes Kreuz auf der angewiesenen Stelle.

„Das so gut?“ fragte er Onkel Sam.

Der Dicke verbeugte sich bis zur Erde.

„Er wissen will,“ sagte er mit einer Kopfbewegung auf Hauptmann Francis, „ob Sie wissen, was bedeutet?“

Er ließ den Zeigefinger über das Papier wandern. Die Antwort des schwarzen Herrschers klang heiter:

„Drei Fässer Rum jährlich.“

Sam erklärte weiter.

„Weiße werden graben kommen; Weiße mit Maschinen, die dampfen und Löcher in Boden machen und Bäume abhacken.“

Der König hörte interessiert zu.

„Wo?“ wollte er wissen.

Onkel Sam zeigte nach der westlichen Seite des Busches.

„Dort hinten beim Bach.“

Der König dachte nach.

„Rum wird doch kommen?“ sagte er.

Sam zeigte auf das Papier.

„Dort es steht,“ erklärte er. „Sehr deutlich.“

Der König grinste. Es war nicht königlich, aber er tat es. Wenn die Weißen sich zu weit heranwagten, mußten sie einfach über den Haufen geschossen werden, sorgfältig und aus einem Hinterhalt. Er lehnte sich leicht zurück, mit einem Gesicht, als ob er die Audienz beende. Onkel Sam wandte sich Hauptmann Francis zu.

„König zufrieden,“ berichtete er. „Er sagen, alles schon erklärt früher — er zustimmt.“

Die beiden Engländer schritten langsam nach der Hütte zurück. Eine starke und gegenseitige Antipathie war vom ersten Augenblick an zwischen ihnen entstanden. Vielleicht ließ, während die beiden Männer Seite an Seite dahinschritten, ein leises Vorgefühl Trent einen Blick in eine andere und größere Welt werfen, in der sie noch einmal mit weniger äußerem Unterschied nebeneinander gehen würden und wo die schlummernde Reizbarkeit dieses Augenblicks in glühenden Haß umschlagen würde. Vielleicht war es gut für den Hauptmann, daß sein gemächlich neben ihm her schlendernder Begleiter keinen Prophetenblick besaß, denn es war ein wildes, unzivilisiertes Land, und Trent hatte viel von der Gesetzlosigkeit angenommen. Ein kleines Unglück mit dem Messer, ein sorglos hantierter Revolver und der Mann, der bestimmt war, ihm mehr als einmal im Wege zu stehen, wäre für immer aus seinem Leben verschwunden. Aber jetzt wußte Trent noch nichts von der Zukunft — und das war für John Francis ein Glück.

Monty hatte sich halb aufgerichtet, als sie die Hütte

erreichte, doch sobald er den Offizier erblickte, streckte er sich wieder aus und tat, als ob er schliefe. Diesmal jedoch ließ Francis sich nicht beirren. Er trat auf Monty zu, schaute auf ihn nieder.

„Ich glaube,“ sagte er leise, „daß wir uns schon früher begegnet sein müssen.“

„Ein kleiner Irrtum,“ war die Antwort. „Ich bin Ihnen nie im Leben begegnet. Ich wollte gerade schlafen gehen.“

Doch der andere hatte bemerkt, wie die Lippen des Mannes zuckten und seine Hände nervös bebten.

„Sie brauchen nichts zu befürchten,“ beruhigte er. „Ich wollte als Freund mit Ihnen sprechen.“

„Ich kenne Sie nicht; ich will nicht mit Ihnen sprechen.“

Francis bückte sich und flüsterte dem Widerstrebenden etwas ins Ohr. Trent beugte sich näher, aber er konnte nichts verstehen — er sah nur, daß Monty zusammenzuckte und hörte den Schrei der fahlgewordenen Lippen.

Monty hatte sich jetzt aufgerichtet, das verzweifelt gestraffte Gesicht leichenblaß, die Augen blutunterlaufen.

„Hören Sie,“ sagte er, „es ist möglich, daß ich derjenige bin, den Sie eben meinten, vielleicht auch nicht. Es geht Sie nichts an, hören Sie? Machen Sie, daß Sie fortkommen und lassen Sie mich unbehelligt. Ich bin wie ich bin. Ich will nicht belästigt werden.“

„Aber . . .“

Doch Monty unterbrach ihn. „Lassen Sie mich zufrieden,“ schrie er mit einer Stimme, die sich zu einem Kreischen steigerte. „Ich habe keinen Namen, keine Vergangenheit und keine Zukunft. Lassen Sie mich zufrieden oder, so wahr Gott lebt, ich knalle Sie nieder.“

Francis hob die Achseln und wandte sich ab.

„Einen Augenblick, wenn ich bitten darf — draußen,“ bedeutete er Trent.

Dieser trat mit ihm in die Nacht hinaus. Der Mond war bereits im Verbleichen. Im Osten erschien ein schwacher Schein des anbrechenden Tages. Eine laue Brise raschelte in den Bäumen. Die beiden Männer blieben Auge in Auge stehen.

„Herr Trent,“ hub Francis an, „wie ich gesehen habe, ist die Konzession Ihnen wie Ihrem Kompagnon verliehen. Falls jedoch einer von Ihnen beiden früher stirbt, geht alles an den Ueberlebenden über.“

„Nun — und?“

„Ich möchte nur bemerken, daß es ein schändliches ungerechtes Uebereinkommen ist. Aber wie ich glaube, wird es jetzt zu spät sein, es ungeschehen zu machen. Ihr Teilhaber ist bereits durch Alkoholgenuß halb kindisch, Sie wissen, was das in diesem Klima bedeutet. Sie selbst sind so vernünftig, um nüchtern zu bleiben. Sie haben eine eiserne Konstitution, und er ist schwächlich. Sie müssen für ihn sorgen. Und das können Sie, wenn Sie nur wollen.“

„Noch etwas?“ begehrte Trent zornentbrannt auf.

Der Offizier musterte ihn vom Kopf bis zu den Füßen.

„Wir befinden uns in einem unzivilisierten Land, und die Menschen, die hier wohnen, sind gewöhnt, ihren Trieben nachzugehen. Aber eines nur möchte ich Ihnen noch sagen: Wenn hier oder in Buchomari Ihrem Gefährten etwas zustößt, bekommen Sie es mit mir zu tun. Ich werde es nicht vergessen. Behalten Sie das!“

In einer Aufwallung des Zorns, die ihm eine Antwort unmöglich machte, drehte Trent ihm den Rücken. Francis zündete sich eine Zigarette an und kehrte nach seinem Kamp zurück.

VI.

Eine Luft wie Feuer und Flammen, dazu eine Atmosphäre, die Schwefeldämpfe zu enthalten schien. Ueberall im Umkreis die schwere, widerliche Luft giftiger Bäume und Blumen, das stete Herabtropfen giftiger Säfte. Vom Gesicht des Mannes, der noch in gestraffter Haltung den Kampf des Lebens stritt, ohne sich für besiegt zu erklären, strömte der Schweiß in kleinen Bächen — sein älterer Gefährte lag zusammengebrochen auf der Erde und verzog die farblosen Lippen wie im anstrengenden Todeskampf.

„Es ist aus mit mir, Trent,“ brachte er mit Mühe hervor, „sehen Sie zu, daß wenigstens Sie mit dem Leben davonkommen. Sie haben noch eine Möglichkeit. Der Pfad wird jetzt ein wenig leichter und wegsamer. Ich glaube, daß wir uns auf dem richtigen Wege befinden und die schwarzen Teufel von unserer Fährte abgelenkt haben. Schonen Sie Ihre Kräfte. Nutzen Sie die einzige Möglichkeit aus. Ueberlassen Sie mich nur meinem Schicksal. Es hat keinen Zweck, einen Toten mitzuschleppen.“

Der Jüngere, gleichfalls den Tod vor Augen, brach in einen Strom von Verwünschungen aus.

„Lehnen Sie mich gegen den Baum, Trent, und hören Sie an. Verschwenden Sie nicht den geringen Rest Ihrer Kraft, der Ihnen noch geblieben ist.“

Trents Gestalt straffte sich. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und warf wilde Blicke um sich, dann nach oben nach dem kleinen Fleck, der vom blauen Himmel zu sehen war.

„Wenn ich entkomme!“ murmelte er. „Ich werde entkommen, selbst wenn ich noch im Laufen sterben müßte. Es schmerzt mich aufrichtig, daß es mit Ihnen zu Ende geht, Monty,“ fuhr er langsam fort. „Wenn Sie wollen, daß ich Sie weitertragen soll, brauchen Sie es nur zu sagen. Sie sind nicht sehr schwer und ich habe mich schon etwas erholt.“

Der andere jedoch, bereits die Todeskälte in den Adern spürend und der nur noch nach Ruhe verlangte, schüttelte den Kopf.

„Es strengt mich zu sehr an, und es würde nur Kraftvergeudung sein. Machen Sie, daß Sie fortkommen, Trent, und kümmern Sie sich nicht um mich. Sie haben Ihre Pflicht mir gegenüber getan, und reichlich mehr als das. Sie können Ihren kleinen Revolver zurücklassen, im Falle die Wilden auftauchen und . . Trent —“

„Ja?“

„Das Bild — eine Sekunde nur. Ich möchte es gern noch einmal sehen.“

Trent brachte es zum Vorschein — ein wenig ungewandt und ein wenig scheu über die Sorgfalt, mit der er es mit Wachsleinen umwickelt hatte. Monty beschattete mit den Händen die Augen und führte das Porträt an die Lippen. Trent hatte sich halb abgewandt und verwünschte sich innerlich wegen seiner Hartherzigkeit. Er tat, als ob er auf schleichende Schritte der Feinde horche. In Wirklichkeit jedoch stritt er mit einer Empfindung, die ihn antrieb, dem Sterbenden das Bild zu lassen.“

„Ich glaube, es ist am besten, Sie behalten es,“ bemerkte er widerstrebend.

Monty jedoch schüttelte schwach den Kopf und gab ihm das Bild zurück, das Trent mit einem sonderlichen, ihm unerklärlichen Schamgefühl ergriff. Es geschah nicht oft, daß ihn derartiges überkam.

„Es gehört Ihnen, Trent. Ich habe es ehrlich verloren. Ich habe stets meine Spielschulden bezahlt — das ist die einzige gesellschaftliche Moralanschauung, gegen die ich nie verstoßen habe. Aber noch etwas.“

„Und das wäre?“

(Fortsetzung folgt.)

Paul Dobbermann:

Letzte Glut.

Der Tag wirft letzte Glut vom Himmelsrand
Und strahlt sie tröstlich in die Fensterscheiben.
Die glänzen dankbar nun hinaus ins Land,
Daß sie vor Nacht nicht ohne Leuchten bleiben.

Der Tag ist tröstlich in der letzten Glut
Den Augen, die sich in sein Leuchten wenden,
Das tief und glücklich in den Scheiben ruht,
Weil es vor Nacht sich segnend darf verspenden.

Im Ruderboot von Posen nach Danzig.

Von Richard Hahn, stud. rer. pol., Posen.

(6. Fortsetzung.)

Nächsten Tag um sechs Uhr in der Frühe verließen wir Bartschin, wir wollten an diesem Tage Bromberg erreichen, und da uns noch unzählige Schleusen bevorstanden, so galt für uns die Parole „Frei weg". Selbst die sonst bisweilen vorkommenden „Kunstpausen" waren streng verboten; vor den Schleusen konnten wir uns doch genügend „verpusten". Schnell gelangten wir zum Pturker-See. In norwestlicher Richtung ging es aus ihm hinaus, Richtung Labischin. Als wir dort in die Stadtschleuse einliefen, zu beiden Seiten wieder die Baumallee wie in Pakosch, da standen wir ganz und gar im Zeichen der Schleuserei. Auch der Himmel hatte seine größten und allergrößten Schleusen geöffnet und ließ einen ordentlichen Platzregen herniederströmen. Beim Schleusenmeister lösten wir einen Schein für sämtliche Schleusen bis nach Bromberg, wofür wir gegen 14 zl auf den Tisch des Hauses legen durften. Unser Obmann bekam hier einen neuen Titel: „szyper". So heißt der Führer des kleinsten Fahrzeuges, und da der Schleusenmeister ihm diesen Titel aufoktrohierte, so mußten wir ihm diese Ehrenwürde schon anerkennen. Auch amüsierten wir uns darüber, daß in der Rubrik „Reederei" P. R. V. „Germania" stand, aber ausgefüllt müssen die Schleusenscheine werden, denn sonst haben sie keine Rechtskraft. Da es aber keine besonderen Formulare für Sportsboote gibt, so ist der Text etwas witzig. Der Weg, den wir noch von hier bis Bromberg vor uns hatten, war das schlimmste Stückchen der ganzen Fahrt. In kurzen Abständen folgt Schleuse auf Schleuse, bisweilen liegen gleich zwei hintereinander in einer Entfernung von wenigen hundert Metern. Eine gute halbe Stunde braucht man jedesmal, bis man den Schleusentoren wieder den Rücken kehrt. Ist einem das Glück aber besonders hold, dann findet man den Schleusenwärter überhaupt nicht. So ging es uns an der Stelle, wo die Netze als kleines, unschiffbares Flüßchen nach Nakel abbiegt und man von jetzt ab den sogenannten Speisegraben des Bromberger-Kanals langfahren muß. Eichhorst heißt dieser Ort. Zu unserer „größten Freude" lagen hier gleich zwei Schleusen nebeneinander, die von ein und demselben Meister bedient werden. Wir stoppten vor den Toren ab und zogen uns an der Mauer in das Schleuseninnere, da die oberen Türen offen waren. Auf vieles langes Rufen erschien aber immer noch kein Beamter. Auch in seiner Baracke regte sich nichts. Es war elf Uhr; vielleicht war er zu Mittag im naheliegenden Dorfe? Zwei Mann gingen hin. Auch dieser Gang vergebens. Mit dem Bescheid, daß er am Morgen nach Bromberg geradelt wäre, kamen sie zurück, und wir sollten uns alleine schleusen, das würde hier immer so gemacht. Zugesehen hatten wir ja genug bei den zwei Malen; die Kurbel war auch da, also konnten wir anfangen. Langsam kurbelten wir die Schleusenklappen hoch, die das Wasser aus dem inneren Raum nach dem tiefer liegenden Wasserspiegel laufen lassen. Fürs erste Mal klappte die Sache famos, nur noch viel langsamer als gewöhnlich. Einen halben Kilometer weiter lag die zweite Schleuse. Hier galt es erst mal den Innenraum vollaufen zu lassen, da sein Wasserstand mit dem tiefen Wasserspiegel ausgeglichen war. Wieder kurbelten wir; das Wasser stieg höher und höher. So, noch ein Zentimeter, dann ist der äußere hohe Wasserstand erreicht. Eine Minute verging, zwei, drei . . ., fünf . . ., zehn. In gebückter Hatung, die Hände auf die Knie gestützt, stierten wir hinunter auf den Wasserspiegel. Nicht um einen Millimeter stieg er weiter. Was hier im Spiele war, sahen wir gleich. Ein besonderer Zulaß gleicht den letzten Zentimeter aus, aber der war verschlossen, und den Schlüssel hatte der gute Mann mitgenommen. Und was nun? „Ein Zentimeter" denkt ein jeder von uns. Da sagt einer: „Kommt, wir werden an den Deichseln (mit denen die Tore auf- und zugeschoben werden) ziehen, und da wird die Sache schon aufgehen." Alle drei zerrten wir an dieser Deichsel nach allen möglichen Richtungen; wenn zwei Köter in einen Lappen beißen und nun nach allen Himmelsrichtungen hin ziehen und zerren, um ihn sich gegenseitig zu entreißen, dann kann das auch nicht anders aussehen, als unser Zerren an der Deichsel. Nach zehn Minuten gaben wir den Kampf um den Zentimeter (übrigens ein feiner Filmtitel) auf. Der Wasserdruck der ein Zentimeter hohen Wasserschicht war größer als die Kraft von uns allen zusammen. Höhere Gewalt, wir mußten uns fügen. Es blieb nichts anderes übrig, als Boot und Gepäck um die Schleuse herumzutragen. Eine feine Arbeit! Vor allem das Boot den steilen Abhang hinter der Schleuse herunterzubringen und so einsetzen, daß es nicht gleich voll Wasser läuft. Endlich nach vier Stunden, so lange wurden wir in Eichhorst aufgehalten, konnten wir die Fahrt auf dem Speise-Kanal fortsetzen. Schnurgerade führt er nach Norden. Sein Wasserspiegel scheint an einigen Stellen höher als die umliegenden Ländereien zu sein. Daher sind auf beiden Seiten mächtige Dämme, die sorgfältig mit Faschinen „abgefüttert" sind. Oberhalb Fuchsschwanz führt er in S-förmiger Windung durch eine Höhenzug und endet bei den zwei letzten Schleusen des Speisekanals in Fuchsschwanz. Genau bei Arbeitsschluß liefen wir dort ein. Sonnabend war es, und um $1/2$8 Uhr ist schon Schleusenschluß. Gnädig schleusten die Arbeiter nach langem Verhandeln für ein Trinkgeld die „Hexe" noch durch. So kamen wir an diesem Tage noch auf den Bromberger Kanal; die Stadt Bromberg selbst sollten wir jedoch nicht mehr erreichen, obgleich es erst 4 Uhr nachmittags war. Gegen 10 Kilometer und fünf Schleusen waren noch bis zum Bootshaus des „Frithjof""; bei der fünften und vierten wollte man uns noch durchlassen, aber die anderen Schleusen waren schon außer Dienst, wie wir auf telephonischen Anruf erfuhren. Da folgenden Tages, Sonntag, ebenfalls kein Schleusendienst war, so ließen wir Boot und Gepäck beim Schleusenmeister und gingen zu Fuß nach Bromberg. Nach Einbruch der Dunkelheit waren wir im „Frithjof" und wurden in den Gastzimmern des Klubhauses untergebracht. Die Gastfreundschaft der „Frithjofer" läßt nie etwas zu wünschen übrig, aber dieses Mal dauerte es eine gute Stunde, bis wir ein Herz und eine Seele wurden. Man hielt uns nämlich für Schiffbrüchige. Ein Verdacht, der unserem äußeren Aussehen nach vollkommen gerechtfertigt war. Durch eine Karte hatten wir die Ankunft eines Doppelzweiers angemeldet. Und nun trafen wir ein ohne Boot, nur mit ganz wenig Gepäck. Dazu sahen unsere blauen Anzüge so zerknittert aus, daß man ebensogut hätte annehmen können, sie wären aus dem Wasser gezogen und notdürftig an der Sonne getrocknet worden. In Gedanken meinten die „Frithjofer" unseren Doppelzweier mit gebrochenen Rippen und Planken auf dem Grunde einer Schleuse zu finden. Unsere ganze Ueberzeugungskunst mußten wir anwenden, um das Gegenteil zu beweisen. Für diesen Abend, den wir im Kreise der Frithjofruderer verbrachten, war durch unser Mißgeschick für Unterhaltungsstoff gesorgt, und wir mußten uns von Zeit zu Zeit Neckereien, die auf das „abhanden gekommene" Boot ausspielten, gern gefallen lassen.

Bembergseide, deren Werdegang und deren Verwendbarkeit.

Meine lieben Freundinnen, Sie tragen kunstseidene Wäsche, Kleider, Schlipse, Mäntel, neuerdings sogar Hüte aus Bembergseide, vor allem aber Strümpfe, Strümpfe in den nur irgend denkbaren Modefarben, und erfreuen damit Ihr eigenes Auge und das Ihres Gatten. Haben Sie aber schon einmal darüber nachgedacht, was für eine „Kunst" in der Tat dazu gehört, um diese „Kunstseide" herzustellen?

Ich denke, es wird Sie interessieren, etwas Näheres darüber zu hören.

Die wirkliche Seide verdanken wir dem Seidenspinner, der aus China stammt, sich von Blättern des Maulbeerbaumes nährt und sich im Alter von 32 Tagen in ein ovales, glattes Gespinst, Kokon genannt, verspinnt, dessen Seidenfaden — zu $2/3$ aus Fibroïn, der eigentlichen Seidensubstanz, und zu $1/3$ aus Serizin, dem Seideleim, bestehend — bis gegen 3700 Meter lang ist, von dem aber nur 400—900 Meter brauchbar sind. Nach Einwirkung tropischer Sonnenglut oder von Wasserdampf und heißen Luftströmen oder Kohlenoxydgas werden die in den Kokons enthaltenen Puppen abgetötet, dann erfolgt das Sortieren der Kokons, später das Abhaspeln, Spinnen und Färben.

Die Fabrikation der Kunstseide ist genau der Natur abgelauscht. Das Rohmaterial derselben ist Baumwolle, die von den Samenschalen der Baumwollfrüchte (Amerika) stammt und chemisch den hochwertigsten Rohstoff auf dem Gebiete der Zellulose darstellt, denn sie besteht, von einigen Verunreinigungen abgesehen, ganz aus reiner Zellulose. Diese werden in mehreren Reinigern, Bäuchkesseln, Bleichholländern sorgfältig entfernt und zwar unter größtmöglichster Schonung der Baumwollfaser. Hierin liegt die Grundbedingung für die Güte der künstlichen Seide, wie sie in der riesigen Wuppertaler Fabrik Bemberg in Barmen-Oehde fabriziert wird. Die blendendweiß aus der Bleiche kommenden Baumwoll-Linters, von denen ungeheure Mengen im Rohzustande zu Ballen gepreßt, den Vorbereitungsraum der Fabrik anfüllen, werden jetzt geschleudert und sind dann präpariert zur Umwandlung in Kunstseide. Es gibt hierbei nun noch mancherlei Rätsel zu lösen, die die Wissenschaft noch nicht geklärt hat. Begnügen wir uns also mit dem, was unsere Augen sehen und was unser Verstand fassen kann. In riesigen Lösekesseln geht nunmehr die Mischung vor sich. Man bedient sich dazu einer blauen Flüssigkeit, die aus Kupfersulfat, Soda, Natronlauge, Ammoniak und Wasser hergestellt und Cuprammonlösung genannt wird. Durch ständiges Rühren quillt die Faser auf, und es entsteht eine äußerst zähe, blaue Lösung, die sogen. Spinnstofflösung. Diese wird zur Reinigung durch Filter gepreßt und wandert dann durch Kessel, die unter Vakuum stehen, damit die eingerührte Luft wieder ausgesogen wird, weil jedes enthaltene Luftbläschen beim Spinnen zum Fadenbruch führen würde. Im Spinnsaal wird die Seide auf riesigen Maschinen gehaspelt, und wir sehen auf den Haspeln sich hellgrüne Fäden aufwickeln. Das st schon der ziemlich fertige Kunstseidenfaden. Hinter den Haspeln befinden sich Glastrichter, in denen man blaue Fäden unterscheiden kann, die trotz anscheinender Ruhe sich in stark abziehender Bewegung befinde. Diese kommen von oben aus einer starken Brause, erst dick, dann immer dünner. Durch den Trichter strömt Wasser, das man abfließen sehen kann. Es wird nämlich die gereinigte Spinnlösung durch Rohre in die Brausen gedrückt und durch diese in exakt geregelten Mengen herausgepreßt. Die Fäden fallen herab und ziehen sich durch die Bewegung des Wassers immer dünner aus. Hierbei werden sie glashart, denn das Wasser nimmt ihnen den Ammoniak- und Kupfergehalt. Sie

verlassen den Trichter schon als fester blauer, aber noch kupferhaltiger Kunstseidenfaden. Letzteres wird ihnen aber noch vor dem Haspeln durch ein schwefelsaures Bad entzogen. Jetzt ist die Kunstseide eigentlich schon fertig. Die einzelnen Stränge werde gefitzt, und dann wird ihnen durch gehöriges Seifen noch die letzten Kupfer- und Säurereste entzogen. Im Spinnsaal entsteht nach gehörigem, vorherigem Trocknen in riesigen Trockenkanälen durch das Streckspinnverfahren ein Faden von äußerster Feinheit und von keiner anderen Kunstseide erreichten Festigkeit, auch im nassen Zustand. Die nunmehr gereinigten und getrockneten Stränge wandern nun noch durch die Winderei, Zwirnerei und Haspelei. Dann werden sie in der Prüfstation aufs Genaueste durch Maschinen auf ihre Feinheit, Festigkeit, Dehnbarkeit, Elastizität, Deckkraft und Glanz geprüft.

Die Hauptvorzüge der Bembergstrümpfe bestehen in ihrer rückgehenden Elastizität, ihrem edlen Lustre, dem angenehmen Gefühl, das sie der Haut geben, der höchsten Waschbarkeit und ihrer Dauerhaftigkeit im Tragen.

Die Tagesproduktion der Bemberg-Fabrik in Barmen-Oehde würde ausreichen, um den Aequator zwanzigmal zu umspannen.

Auf einer Bemberg-Schau am hiesigen Ort sah ich die entzückendsten und mannigfaltigsten Schöpfungen aus Bembergseide. Glatte und in sich gemusterte Kleider und Kleidchen, buntbedruckte Hütchen dazu passend, wunderbare Schlafanzüge in allen Farben und Zusammenstellungen, ein herrliches, schwarzseidenes Morgenkomplet bestehend aus Pyjama und loser Jacke, alles im chinesischen Stil bestickt, Stilkleider aus Bembergtaffet, Regenmäntel kariert und gestreift, von denen mir ein dunkelblau, weiß karierter besonders ins Auge fiel, weil er anstatt des Kragens ein dreieckiges Apachentuch und einen weiten nur durch eine Spange zusamengehaltenen Aermel zeigte und zu ihm eine reizende, genau passende, kleine Glocke gehörte.

Daß fast alle unseren prominenten Bühnen- und Filmkünstlerinnen sich in Bembergseide kleiden, erbringt den Beweis für ihre Schönheit sowohl, als auch für ihre unverwüstliche Haltbarkeit und ihre sonstigen Vorzüge. Resi.

Theodor Storm.

Zum 40. Todestage des Dichters am 4. Juli 1928.

Von Heinz Berger.

(Nachdruck verboten.)

Im Norden wie im Süden Deutschlands ist das erzählende und lyrische Werk Theodor Storms heute in vielen Hunderttausenden von Bänden und Heften verbreitet. Er zählt zu den allerpopulärsten Erzählern deutscher Sprache, dieser Sohn von der Waterkant, diese echt nordische Natur voll Sinnen und Träumen, Sehnen und Wehmut und einer edlen, klaren Aufrichtigkeit. Wir wollen es nicht glauben, wenn uns Alfred Biese erzählt, daß Storm noch an seinem 70. Geburtstage nur in einem ziemlich engen Kreise geschätzt und geliebt wurde. Wir können es nicht begreifen, daß der Dichter von „Immensee", „Die Söhne des Senators", von „Viola tricolor", von „Eekenhof", von „Renate" und von „Aquis submersus" nicht *sofort* in ganz Deutschland gefeiert wurde, daß seine Schöpfungen nicht mit einem Schlage ins Volk drangen.

Wir können es nicht verstehen, daß man nicht mit höchster Begierde, mit riesigem Glück nach der Lyrik Storms griff, die so unendlich sangbar ist, so klingend und tönend. Ich nenne nur: „Lied des Harfenmädchens", „Einer Toten", „Herbst", „Schließe mir die Augen beide", das „Oktoberlied", „Die Nachtigall" oder Dichtungen wie „Von Katzen", „Gesegnete Mahlzeit", „Sturmnacht", die so ungemein humorgesättigt sind, oder die kraftvollen Gedichte wie „Tiefe Schatten" und „Ein Sterbender".

Storm ist betont Norddeutscher, herb, aber zart und rein in der Empfindung. Und doch fühlt er sich keinem wesensverwandter als dem Schwaben Eduard *Möricke*, den er selbst einmal in Stuttgart besuchte und mit dem er in einem beglückenden Briefwechsel stand.

Die norddeutsche Stimmung gibt den Erzählungen Storms ihren eigenartigen Reiz. Keiner weiß Nebelstimmung und Dämmerung so zu gestalten wie Storm, der am 14. September 1817 als Sohn eines Rechtsanwalts in Husum zur Welt kam und nach sehr bürgerlichen Gymnasialjahren in Husum und Lübeck und nach Universitätsjahren in Berlin und Kiel ebenfalls Advokat wurde. Sehr frühzeitig heiratete Storm, und zwar seine inniggeliebte Base Konstanze Esmarch. Tapfer stand sie ihm zur Seite, als nach dem Sieg der Dänen Storm nach Preußen flüchtete und als Assessor und Amtsrichter bei den Preußen in Potsdam und Heiligenstadt Dienste nahm. In Potsdam lernte Storm Fontane, Eichendorff und Heyse kennen, von denen er manche Anregung empfing. Im Jahre 1864 konnte er in die Heimat zurückkehren, an der er so sehr hing. Er wurde *Landvogt* von *Husum*, wo ja ein Großteil seiner Erzählungen spielt. Doch bald traf ihn wieder ein schwerer Schlag des Schicksals. Seine herrliche Gattin wurde ihm durch den unerbittlichen Tod entrissen. Er ging dann nach einigen Jahren eine zweite Ehe ein, mit der trefflichen „Frau Do", mit der er viele glückvolle Jahre verleben durfte, Jahre gesegneten Schaffens.

Storm war als Mensch und als Dichter und als Deutscher der Allerbesten einer, ein beglückender Chronist, ein bannender Erzähler, ein liebenswerter Poet, ein Mann, der uns immerdar Vorbild sein wird, dessen Werk ganz gewiß nicht nur in unserer Generation lebendig ist und Segen spendet.

Neue Ozeanflieger-Geschichten.

In Amerika gab es in einer kleinen Stadt eine Miß Field, die in den allgemeinen Strudel der Begeisterung anläßlich der Ankunft der Ozeanflieger hineingerissen wurde. Miß Field, die sehr zurückgezogen lebte, nährte sich von Stickereien. Miß Field — und das ist bezeichnend — verfaßte dennoch diesen Brief an Baron Hünefeld.

„Sehr geehrter Herr! Ich habe mich entschlossen, Sie zu *heiraten* und zwar aus folgender Erwägung. Ihr Ozeanflug erforderte ein grenzenloses Maß von Mut, erforderte das Abbrechen von Brücken hinter sich, eventuell Verzicht auf das schöne Leben. Dasselbe Maß von Mut usw. ist bei mir erforderlich, wenn ich heirate. Aus dieser gewissen Gleichstellung heraus kam mir der Gedanke, daß wir gut zueinander passen würden. Schreiben Sie, wie Sie darüber denken. Mary Field."

*

In Chikago stand eine Frau an dem Tage, an dem der Ozeanflug gelang, vor ihrer schweren Stunde.

„Wenn es ein Junge ist, so soll er Hermann heißen," gelobte der ängstliche Vater. Es wurden drei Jungens.

Das paßt gerade", sagte der unerschütterliche Vater und nannte sie nach den drei Ozeanfliegern.

*

Fitzmaurice spricht sehr wenig deutsch. In der Einöde der Landungsinsel gab Köhl Hünefeld Scherzfragen auf und Hünefeld bemühte sich, sie zu lösen.

Fitzmaurice saß dabei.

„Hören Sie nicht hin," sagte er, „er verköhlt Sie."

*

Hünefeld ist bekanntlich ein begabter Lyriker. Als er einmal in Amerika in seinem Hotel erwachte, hatte sich ein Reporter eingeschlichen.

„Wieviel Meter machten Sie in der Minute?" fragte er.

„An guten Tagen einen Hexameter," sagte Hünefeld schlaftrunken.

*

Als die Gattin Köhls auf den Flugplatz wollte, wurde sie von dem Wächter angehalten.

„Ich bin doch Köhls Frau!"

„Hallo," rief der Wächter zurück, „die Sanitäter. Hier ist ein Mädel größenwahnsinnig geworden.

Aus aller Welt.

Der Millionär als Mörder. Vor Jahrzehnten hat in Amerika ein *Mordprozeß* ungeheures Aufsehen erregt, in dem der Angeklagte der Sohn eines Millionärs war. Es handelte sich um eine Eifersuchtsaffäre, in deren Mittelpunkt eine schöne Schauspielerin, Evelyn Nesbitt, stand. Sie war mit Harry Thaw verheiratet und hatte vor ihrer Verheiratung Beziehungen zu einem Architekten, Harry White, gehabt. White wurde durch Thaw in einer Theaterloge erschossen. Der Prozeß endete damit, daß man den angeklagten Millionär auf Grund ärztlicher Gutachten in einer Heilanstalt internierte, aus der er später entlassen wurde. Die Erinnerung an diesen Mordprozeß wird durch eine kurze Zeitungsmeldung wieder wachgerufen, die besagt, daß diesem Harry Thaw, der nach Europa überzusiedeln wünschte, die Einreise nach England verweigert worden ist, so daß er in Frankreich Wohnung nehmen mußte. Es wird die Leser interessieren, daß das „*Illustrierte Blatt*", Frankfurt a. M., in seiner neuesten Nummer (Nr. 26) ein Photo jener Schauspielerin bringt, das besonders reizvoll durch die heute altmodisch anmutende Wespentaille wirkt. Das gleiche Heft enthält einen ausführlichen Bildbericht über das Prayer-Book, das englische Gebetbuch, das, nachdem es dreihundert Jahre in Gebrauch ist, einer Neubearbeitung unterzogen wurde und das jetzt, da diese Neubearbeitung nicht die parlamentarische Genehmigung erhielt, Anlaß zu einem für die anglikanische Kirche sehr schwerwiegenden Kirchenstreit geworden ist. An weiteren Artikeln sind zu erwähnen „Das fröhliche Bauhaus" und zwei zeichnerische Seiten: „Der neue Reichstag" von Dolbin sowie das „Leben auf den Balkonen" von Hermann Abeking. Dieser Seite hat der beliebte Zeichner besonders lustige Verse beigegeben. Erhöhten Wert erhält die Nummer dadurch, daß sie die ersten Bilder vom Empfang der Bremenflieger in Bremen und Berlin bringt. Das Heft ist vom Anfang der Woche an zu haben.

Fröhliche Ecke.

Sie kennen sich. „Würden Sie eine goldene Uhr, die Sie finden, dem Verlierer zurückgeben?"

„Welche Frage, Sie kennen mich doch!"

„Also nicht!" („Meggendorfer-Blätter")

Veränderter Ton. Verzeihung, mein Herr, daß ich sie belästige, sitzen Sie vielleicht auf meinem Hut?"

„In der Tat!"

„O du dam'liges Rindvieh!" („Meggendorfer-Blätter")

Frei! „Sieh doch nur, Erich, diese Pracht — wie wunderbar belaubt die Bäume sind!"

„Und vor allem: Wie wunderbar beurlaubt ich bin!"

(„Kladderadatsch.")

Verantwortlich: *Hauptschriftleiter* Robert Styra, Poznań